

Otto Ludwig

Kopf und Hand. Zur Konstitution der neuzeitlichen Schreibpraxis in spätmittelalterlicher Zeit

Die nachfolgenden Ausführungen gehören in einen umfangreicheren Zusammenhang. Im Rahmen von Untersuchungen zur Geschichte des Schreibens, die ich seit Jahren betreibe und von deren Ergebnissen ein Teil im nächsten Jahr als Buch erscheinen soll (Geschichte des Schreibens. Teil 1: Von der Antike bis zum Buchdruck, Berlin / New York: Walter de Gruyter), verdienen die Prozesse, die zur Ausbildung der heutigen Schreibpraxis geführt haben, ein besonderes Interesse.

1 Die heutige Schreibpraxis

Wir verstehen unter Schreiben heute die Abfassung von Texten, kurz: Texteschreiben. Eine solche Bedeutung wird wie selbstverständlich vorausgesetzt, wenn von „kreativem Schreiben“, „Schreibwerkstätten“ oder „Schreibforschung“ die Rede ist. Stets ist das Schreiben von Texten, nicht das von Buchstaben gemeint. Nur im Rahmen von Elementarschulen wird noch ein reduzierter Begriff von Schreiben verwendet, der sich auf die Produktion von Buchstaben, Wörtern oder Sätzen bezieht (zur Unterscheidung der Schreibbegriffe vgl. Ludwig 2003).

Die heutige Praxis des Schreibens zeichnet sich durch drei Eigenschaften aus:

- Die Tätigkeit des Texteschreibens umfaßt mindestens zwei Grundhandlungen: die Produktion eines Textes und die Produktion eines Skriptes (Manu-, Typo- oder Compuskriptes).
- Obwohl in der Ausführung grundverschieden, werden beide Tätigkeiten von ein und derselben Person verrichtet. Das heißt: Der Schreiber eines Textes ist zugleich auch derjenige, der ihn verfaßt hat, d.h. sein Autor.
- Weil beide Funktionen des Schreibens in einer Person vereinigt sind, kann es zu einer gegenseitigen Durchdringung der beiden Grundhandlungen kommen, so daß die eine nicht mehr von der anderen zu trennen ist und jede auf die andere Einfluß nimmt. Von einer solchen Möglichkeit wird häufig Gebrauch gemacht.

Die heutige Praxis des Schreibens ist nicht naturgegeben, sondern Ergebnis einer historischen Entwicklung. Die Grundlagen wurden im späten Mittelalter gelegt.

2 Die Grundlegung der heutigen Schreibpraxis im späten Mittelalter

Was das Verhältnis der beiden Grundhandlungen zueinander betrifft, lassen sich in der europäischen Geschichte des Schreibens grob drei Etappen unterscheiden. Am Anfang der Entwicklung stand die völlige Trennung. Gesprochenes wurde lediglich schriftlich fixiert, um ihm Dauer zu verleihen: Trinksprüche, Verfluchungen, Memorabilia aller Art. In der zweiten Etappe, der wichtigsten, weil über einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren reichend, wurden Texte, die im Kopf eines Autors entstanden, bei der Formulierung einem Schreiber in die Feder diktiert. Die beiden Grundhandlungen waren hier durch das Diktat miteinander verbunden, grundsätzlich aber immer noch voneinander geschieden und auch von verschiedenen Personen ausgeführt. Erst seit dem 13. Jahrhundert n. Chr. läßt sich eine Konstellation ausmachen, die der heutigen entspricht. In zunehmendem Maße griffen Autoren selbst zur Feder. Aber auch professionelle Schreiber schickten sich an, Texte, die sie niederschrieben, selbst zu konzipieren, zu organisieren und auszuformulieren.

An der Tatsache, daß sich im ausgehenden Mittelalter die beiden Grundhandlungen in einer einzigen Person vereinigten, lassen die Belege keinen Zweifel. Sie können in vier Gruppen eingeteilt werden.

- Es gibt zahlreiche Berichte (auch autobiographische), aus denen hervorgeht, daß Autoren ihre Texte selbst geschrieben haben. Einer der frühesten Belege stammt von Guibert von Nogent (gest. 1124). Nachdem er in den letzten Lebensjahren erblindete, beklagte er sich bitter darüber, daß der Verlust des Augenlichtes ihn dazu zwingt, „allein mithilfe des Gedächtnisses, allein mithilfe der Stimme, ohne Hand, ohne Augen“ Schriften zu verfassen (zit. nach Saenger 1999, 189).
- Von einigen großen Autoren (Albertus Magnus und Thomas von Aquin etwa) haben sich eigenhändig niedergeschriebene Handschriften, sogenannte Autographe, erhalten.
- In diesem Zeitraum änderte sich auch die Ikonographie des Schreibens. Autoren treten auf Bildern nicht mehr in Begleitung von Schreibern auf. Sie werden selbst als Schreibende dargestellt (vgl. Peters 2000).
- Auch der Sprachgebrauch hat sich geändert. Seit der späten römischen Kaiserzeit bezeichnete das lateinische Verb „dictare“ alle Aktivitäten, die einen Autor auszeichnen: nicht nur das Diktat vor dem Schreiber, sondern auch und

vor allem die Konzipierung, Organisierung und Ausformulierung von Texten. Das Verb „scribere“ war lediglich der Niederschrift vorbehalten. Im späten Mittelalter kehrte sich das Verhältnis um. Das Verb „dictare“ (zu deutsch: „dichten“) beschränkte sich auf die gebundene Rede, das Verb „scribere“ dagegen (zu deutsch: „schreiben im Sinne von Texteschreiben“) erfaßte von nun an in seiner Extension sowohl den Akt der Niederschrift als auch alle mentalen Aktivitäten, die zur Bildung von Texten führen (vgl. Ernout 1951).

Der ursprünglich redende Autor ist gegen Ende des Mittelalters zum schreibenden Autor mutiert und hat das Format angenommen, das ihm bis heute anhaftet.

3 Die Ausgestaltung der neuen Praxis

Die Vereinigung zweier heterogener Tätigkeiten in einer Person hat nicht nur die Rolle des Autors, sondern auch und vor allem die Praxis des Schreibens verändert, und zwar in einem Ausmaße und einer Radikalität, die in der Geschichte des Schreibens einmalig sein dürfte. Am Ende der Entwicklung stehen die Grundzüge der heutigen Schreibpraxis fest. Ich greife nur die wichtigsten Veränderungen heraus.

3.1 Die äußeren Bedingungen

Der Autor, der zum Schreiber wird, ist allein, „abgeschieden“, wie Quintilian sagt, zwar ohne Hilfe, dafür aber frei:

- befreit aus der Abhängigkeit von einer Person, die zuvor für die Aufzeichnung unabdingbar war,
- ohne die Anwesenheit eines unliebsamen Zeugen,
- befreit auch von sozialen Zwängen, die durch einen solchen Zeugen ausgeübt werden konnten.

So ist das eigenhändige Schreiben zunächst einmal als ein Akt der Befreiung, der Emanzipation der Autoren zu begreifen.

3.2 Die inneren Bedingungen

Der lange Weg, den zuvor ein Text vom Kopf des Autors bis zur Hand des Schreibers zu nehmen hatte, schrumpft unter den neuen Bedingungen auf eine kurze Strecke zusammen.

Zuvor hatte ein Text fünf Instanzen zu durchlaufen, bevor er in Erscheinung treten konnte. Konzipiert, organisiert und vorformuliert wurde er im Kopf des Autors. Mit dem Mund wurde das Diktat vorgenommen. Vom Schreiber wurde er dann über das Ohr rezipiert, in dessen Kopf verarbeitet und mit der Hand aufgezeichnet.

Beim eigenhändigen Schreiben wird der Vorgang radikal vereinfacht. Folgende Veränderungen sind zu verzeichnen:

- Von den fünf Tätigkeiten, die beim Diktieren zum Einsatz kommen, bleiben ganze zwei übrig, für die dann einzig und allein der Autor zuständig ist.
- Die beiden verbleibenden Tätigkeiten zeichnen sich dadurch aus, daß von der einen der Produktionsprozeß seinen Ausgang nahm (der Konzeption des Textes im Kopf des Produzenten) und die andere ihn abschloß (die Aufzeichnung auf einer Schreibunterlage). Beim eigenhändigen Verfassen von Texten verkürzt sich also der Weg, den ein Text zurückzulegen hat, auf eine Entfernung, die kürzer überhaupt nicht sein kann.
- Alle vermittelnden Instanzen werden mit einem Schlage obsolet: der Mund des Autors, das Ohr und das Gehirn des Schreibers. Auf diese Weise wird eine direkte Verbindung zwischen der mentalen Repräsentation des Textes und seiner schriftlichen Aufzeichnung hergestellt. Neurobiologisch ist genau diese Verbindung die direkteste, die überhaupt möglich ist:

„Die motorische Region der Großhirnrinde hat über die Axone der Pyramidenbahnzellen beim Menschen einen sehr direkten Zugriff auf die ‘Endstrecken’ der Bewegungen der Handmuskulatur [...]. Andere Muskelgruppen, wie die Beinmuskeln, verfügen nicht in diesem Maße über einen direkten Draht zum Großhirn.“ (Wehr / Weinmann 1999, 48)

- Dadurch, daß beide Tätigkeiten von ein und derselben Person ausgeführt werden, und zwar gleichzeitig, sind sie ineinander verwoben und lassen sich nicht mehr voneinander trennen. Der Text entsteht zugleich mit der Manuskripterstellung wie – umgekehrt – das Manuskript in dem Maße in Erscheinung treten kann, wie der Text im Kopf des Autors Gestalt annimmt.
- Grundsätzlich gesehen, wird ein schriftlicher Text nun auf dieselbe Weise produziert wie ein mündlicher, nur sind die ausführenden Organe andere. Im einen Fall ist es der Mund, der den Text zum Ausdruck bringt. Darum sprechen wir von „mündlichen Texten“. Im anderen Fall ist es die Hand, die ihn zutage treten läßt. Konsequenter wäre es darum, nicht von „schriftlichen“, sondern von „manuellen Texten“ zu sprechen. Durch die Vereinigung der beiden

Tätigkeiten in einer Person verliert Schreiben seinen Status als eine Extension des Sprechens und avanciert zu einer eigenständigen Alternative zum Sprechen. Sprechen und Schreiben stehen von nun ab gleichberechtigt nebeneinander.

3.3 Die Funktion des Schreibens

Hand in Hand mit der Umstrukturierung der äußeren und inneren Bedingungen erfolgt eine Umfunktionierung des Schreibens. Man schreibt nun nicht mehr, um das, was ein Autor gesagt hat, abzuschreiben, aufzuschreiben oder was andere geschrieben haben zu glossieren und zu kommentieren, sondern um neues Wissen zu erzeugen und unter die Leute zu bringen. Ivan Illich hat den Wechsel am Beispiel zweier Theologen verdeutlicht.

Einer der einflußreichsten Theologen des 12. Jahrhunderts war Hugo von St. Victor (gest. 1141). „In Hugos Jugend waren gelehrte Bücher entweder ehrwürdige ‘Schriften’ (Bibel, Kirchenväter, Philosophen) oder Kommentare zu ihnen. Der Lehrer folgte in seinen Auslegungen dem Text einer solchen Schrift.“ (Illich 1991, 104) So hat auch noch Petrus Lombardus (gest. 1164) seinen Psalmenkommentar verfaßt: der Kommentar folgt dem biblischen Text Zeile für Zeile. Anders verhielt sich Petrus jedoch gegenüber einem heidnischen Text, selbst wenn er von der höchsten Autorität stammte, die die Antike aufzubieten hatte:

„Seine *sententiae* zu Aristoteles (sind) keine Sammlung von Kommentaren, Tangenten und Exkursen, die den jeweiligen Zeilen folgen. Dieser Kommentar entfaltet sich sichtlich als Petrus’ eigener Gedankengang [...]. Die sichtbare Seite ist [...] die visuelle Darstellung einer durchdachten Beweisführung.“ (Illich 1991, 105f.)

So haben danach alle großen Scholastiker gearbeitet: Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Petrus Abaelardus und wie sie alle heißen.

„Der neue Denker und *auctor* räumte, mit eigener Hand und in schnellen Kursivbuchstaben, einen Bauplatz für die Kathedrale einer *summa*. Er nahm Feder, Tinte und Papier auf, um einem Prozeß der Abstraktion Gestalt zu geben – ein Gegenstück zu dem, was gerade in den Schulen debattiert wurde.“ (Illich 1991, 127)

Das neue Denken und mit ihm das neue Schreiben haben schließlich sowohl die Texte als auch die Manuskripte, in denen die Texte aufgehoben waren, grundle-

gend verändert. Die Manuskripte werden textualisiert und die Texte literarisiert. „Das theologische und philosophische Buch wird zur Verkörperung einer *cogitatio*, eines Denkgebäudes“ (Illich 1991, 112), wie umgekehrt die Einrichtung der Bücher allererst die Konstruktion solcher Kathedralen des Denkens ermöglicht.

3.4 Auswirkungen auf die Manuskripte

In Form und Format war die aus der Antike überkommene Form der Bücher denkbar ungeeignet, um die gedanklichen Konstruktionen der Scholastiker angemessen darstellen zu können. Größere Werke waren vielleicht in Bücher eingeteilt, diese wiederum in Kapitel, darüber hinaus gab es aber so gut wie keine weiteren Unterteilungen. Illich vergleicht sie mit einem Korridor: „Wenn jemand das Buch in der Hoffnung durchblättert, eine bestimmte Stelle zu finden, ist die Wahrscheinlichkeit, daß er darauf stößt, nicht viel größer, als wenn er das Buch aufs Geratewohl aufgeschlagen hätte.“ (Illich 1991, 101f.)

In dem Maße, in dem Gedanken freier, die Gedankengänge komplexer und die Gedankengebäude kühner wurden, war man genötigt, von allen Möglichkeiten, die die Manuskriptseite zur Darstellung der gedanklichen Konstruktionen bot, Gebrauch zu machen. Man begnügte sich nicht mit einer groben Einteilung in Bücher und Kapitel, sondern trieb die Untergliederung bis zum Äußersten, bis in die letzte Verästelung eines Gedankens:

„Im 13. Jahrhundert wurden die großen Abhandlungen nach einem Gesamtplan *secundum ordinem disciplinae* gegliedert, die den Leser Schritt für Schritt von einem Gedanken zum nächsten leitet und ihm ständig den Fortlauf des Prozesses vor Augen führt. Das ganze Werk ist in *partes* unterteilt, die [...] wieder in kleinere *partes* untergliedert sein können, diese ihrerseits in *membra*, *quaestiones* oder *distinctiones* und diese schließlich in *articuli*. Innerhalb der *articuli* vollzieht sich die Erörterung nach einem dialektischen Schema, das weitere Unterteilungen erforderlich macht. Fast jeder Gedanke ist, entsprechend seiner sich ändernden Beziehung zu anderen, in zwei oder mehr Bedeutungen zerlegt.“ (Panofski 1989, 25)

Innerhalb kürzester Zeit hatte sich so das Erscheinungsbild der Bücher radikal verändert. Die Manuskriptseite war nun nicht mehr nur Träger eines Textes oder Textausschnittes, sondern zugleich auch der Ort, an dem die gedankliche Struktur des Textes eine visuelle Form annimmt und auf diese Weise anschaulich

wird. Die Manuskripte machen sich Eigenschaften der Texte zu eigen und werden in diesem Sinne „textualisiert“.

3.5 Auswirkungen auf die Texte

Nicht nur die Manuskripte, sondern auch die Texte selber haben sich durch eigenhändiges Schreiben verändert. Die Bedingungen, unter denen jetzt schriftliche Aufzeichnungen vorgenommen wurden, gestatteten es, daß der Vorgang des Schreibens unmittelbar auf die Textproduktion Einfluß nehmen konnte.

Die Tatsache, daß der Autor nicht auf die Hilfe von Schreibern angewiesen war und beim Schreiben auch nicht mehr Rücksicht auf möglicherweise unliebsame Zeugen zu nehmen brauchte, hatte zur Folge, daß neue Stoffe für die Texte erschlossen werden konnten. „Vor dem 13. Jahrhundert blieben erotische Ausschmückungen in Büchern gewöhnlich verblümt und deuteten eher auf die unterdrückten, unerlaubten Begierden derer hin, die sich der Keuschheit verschrieben hatten.“ (Saenger 1999, 214) Danach gab man sich freier. „Die neue Gewohnheit der stillen eigenhändigen Abfassung von Texten“ kam diesem Trend entgegen, indem sie es zumindest den Laien erlaubte, „erotische Vertraulichkeiten in handgeschriebenen Aufzeichnungen und Briefen zu kommunizieren.“ (Saenger 1999, 215) – Wer eigenhändig schrieb, konnte seine vom allgemeinen Konsens abweichenden Gedanken der gesellschaftlichen Kontrolle entziehen. „Das private, ausschließlich augenvermittelte [...] Verfassen von Texten leistete also dem kritischen Denken des einzelnen Vorschub.“ (Saenger 1999, 203) So konnten im theologischen Bereich häretische, im politischen subversive Gedanken schriftlich geäußert und verbreitet werden.

Es ist anzunehmen, auch wenn es dafür natürlich keine Belege gibt, daß sich auch die mentale Produktion von Texten verändert hat. Die Möglichkeit, Manuskripte durchzustrukturieren, so daß schon der erste Blick auf eine Seite eine Struktur zu erkennen gibt, die auf die Struktur des Textes schließen läßt, muß auf die Dauer dazu geführt haben, daß eine solche Möglichkeit schon zuvor bei der Entstehung eines Textes im Kopf des Autors mit bedacht worden ist. Eine solche Feststellung trifft grundsätzlich für alle Texte zu, auch für die nicht mit eigener Hand geschriebenen. Wenn jedoch die „Verfertigung der Gedanken“ (Kleist) und die Anfertigung des Manuskriptes in einer Hand liegen, sind die Bedingungen natürlich günstiger, damit die Manuskriptgestaltung auf die Gedanken- und die Textproduktion Einfluß nehmen kann.

Schließlich könnte das eigenhändige Schreiben auch am Wechsel der Schriftsprache vom Lateinischen zu der jeweiligen Volkssprache und damit am

Wandel der Sprache, in der die Texte geschrieben wurden, beteiligt gewesen sein. Für gewöhnlich erklärt man den Wechsel mit Veränderungen in der Leserschaft. Es sind aber auch Veränderungen in der Autorenschaft in Betracht zu ziehen. Wer schreiben konnte, aber Schwierigkeiten hatte, ganze Texte in lateinischer Sprache abzufassen, wird sich zu helfen gewußt haben, indem er die sprachliche Form, die er beim Sprechen verwendete, auch seinen Texten zugrunde legte, insbesondere dann, wenn niemand zur Hand war, der den Text ins Lateinische hätte übersetzen können.

Literatur

- ERNOUT, A. 1951: Dictare, „dicter“, allem. dichten. In: *Revue des Études Latines* 29, 155–161.
- ILLICH, Ivan 1991: *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand.* Frankfurt a.M.
- LUDWIG, Otto 2003: Konzeptionen des Schreibens. In: *Der Deutschunterricht*, H. 3, 4–13.
- PANOFSKI, Erwin 1989: *Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter.* Köln.
- PETERS, Ursula 2000: Autorbild in volkssprachigen Handschriften des Mittelalters. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 119, 321–368.
- SAENGER, Paul 1999: Lesen im späten Mittelalter. In: CHARTIER, Roger / CAVALLLO, Guglielmo (Hgg.): *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm.* Frankfurt a.M. / New York, 181–217.
- WEHR, Marco / WEINMANN, Martin (Hgg.) 1999: *Die Hand – Werkzeug des Geistes.* Heidelberg / Berlin.